

Familienfreund

✱ Blätter zur Unterhaltung und Belehrung ✱

Der Gänse doktor.

41

Humoristische Novelle von H. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Seit Wochen wurde bei Kienholzens von nichts weiter geredet als von dem bevorstehenden Besuche der Tante Emma und ihres Sohnes. Diese Tante Emma war eine Verwandte der Frau Kienholz und war seinerzeit ihrer Liebesheirat wegen von ihrem Vater verstoßen worden; sie hatte seitdem nichts von sich hören lassen und war deshalb von den entfernteren Verwandten, die ja doch wieder mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun hatten und hierhin und dorthin verschlagen wurden, fast vergessen worden.

Und nun war vor einigen Wochen ein in herzlichem Tone gehaltener Brief bei Kienholzens eingetroffen, der von der Sehnsucht sprach, alte Erinnerungen auszutauschen und die schöne Jugendzeit zurückzurufen, und die Bitte enthielt, einige Zeit bei den lieben Verwandten zubringen zu dürfen.

Frau Kienholz, die einst die ältere Kusine mit der ganzen schwärmerischen Leidenschaft eines Bäckfischerzens geliebt und deren Liebesheirat nebst väterlicher Verstoßung beneidenswert romantisch gefunden hatte, war über den Brief herzlich erfreut und schmeichelte ihrem Manne, der einigermassen Mißtrauen gegen die plötzlich erweckte Zärtlichkeit der verschollenen Verwandten hegte, so lange, bis er ihr die Erlaubnis gab, Emma einzuladen. Seither bildete dieser Besuch das Tagesgespräch. Auch heute war es wieder so.

„Neugierig bin ich bloß, was mir die Tante aus Wien mitbringt,“ meinte Fritz, das jüngste Kind des Hauses. Papa Kienholz legte die Zeitung weg, in der er eben gelesen.

„Ein Stedenpferd oder ein Kreisel, mehr wird's nicht werden, mein Junge,“ entgegnete er verächtlich.

„Ich möchte doch wissen, warum du dir durchaus einbildst, meine Kusine Emma müsse so ein armes Schluderschen sein,“ versetzte Frau Betti gereizt.

„Wenn Verwandte jahrzehntelang nichts von sich hören lassen und auf einmal so heiße Sehnsucht nach einem Wiedersehen bekommen, so ist das nicht sehr vertrauens-erweckend,“ entgegnete Papa Kienholz achselzuckend. „Wenn's einem gut geht, vergißt man die Verwandten, und erinnert sich ihrer erst, wenn man sie braucht.“

„Das kann man von Emma nicht sagen,“ verteidigte Frau Betti ihre Base. „Ihr ist es wirklich sehr schlecht gegangen damals, als sie den Buchhalter ihres Vaters heiratete und mit ihm nach Wien zog. Sie hatte bloß die paar Groschen nach ihrer Mutter; der Vater gab ihr nicht einen Pfennig, weil er gegen die Heirat war, und sie ist zu keinem der Verwandten mit einer Bitte oder Klage gekommen.“

Kienholz zuckte wieder die Achseln. „Damals hat eben ihr Mann gelebt und sie waren beide jung und hoffnungsfroh; jetzt ist der Mann tot, das Geschäft verläuft, wie sie selbst schrieb, jetzt läuft ihr das Wasser in den Mund und da kommt sie zu uns.“

„Gar so arg kann es nicht sein, sonst hätte ihr Sohn nicht studiert und sie hätte auch nicht geschrieben, daß uns durch ihren Besuch keine Auslagen erwachsen sollen, daß sie alles begleichen werde; überdies hat sie sich nach dem Alter unserer Kinder erkundigt, damit sie jedem ein passendes Geschenk mitbringen könne.“

„Das alles erweckt eher meinen Verdacht als mein Vertrauen,“ brummte Kienholz. „Was das Studium des Sohnes betrifft, so kann man es ihm nicht an der Nase ansehen; er kann ja auch Kellner in Wien sein, wer kann dies hier wissen?“

„Erlaube mal, Papa, wozu bin ich denn da?“ fiel Waldeemar, der Student, ein. „Ich werde dies doch wohl kennen.“

„Na ja,“ machte der Papa achselzuckend. „Uebrigens heißt es jetzt abwarten; ich habe leichtsinnigerweise meine Einwilligung gegeben und sie können jeden Tag eintreffen, wer weiß, wie und wann wir sie wieder fortbekommen?“

„Papa, du wirst's doch die arme Tante und den Vetter nicht gleich merken lassen, daß sie dir nicht willkommen sind?“ fragte Mariechen, der gefühlvolle Bäckfisch, eifrig.

„Rein, nein, du Gefühlseselchen, nicht gleich,“ entgegnete der Papa beruhigend; „erst wenn sie mir zu lange da sind.“

„Die arme Tante, ich möchte nicht in ihrer Haut stecken,“ seufzte Mariechen mitteilig.

„Ja, warum hat die ihrem Vater nicht gehorcht,“ bemerkte Papa Kienholz.

Die Kleine bog den Blondkopf zur Seite und blinzelte den Papa nedisch an. „Daß aber die Väter auch immer was anderes wollen, als die Kinder!“ sagte sie, schelmisch lächelnd. Und das mit der Strafe ist auch nicht immer wahr. Du hast uns selbst von deiner Kusine erzählt, weißt du, Papa, von der Tochter des reichen Kaufmanns, die zur Bühne ging und deshalb von ihrem Vater verstoßen wurde. Na, und die ist dann nach Amerika gegangen und hat dort einen Millionär geheiratet, der Vater aber hat Bankrott gemacht und ist armselig gestorben, weil die Tochter sich nicht mehr um ihn gekümmert hat, da war doch der Vater der Gestrafte.“

Verblüfft schaute Kienholz sein Töchterlein, das freche Klüden, an das ihn so flink mit der Geschichte schlug, die er schon oft erzählt hatte.

„Ei, sieh mal den Naseweis!“ brummte er entrüstet.

„Bei Amalie war eben die Sache anders. Sie fühlte den Beruf zur Künstlerin in sich, und bei der Berufswahl soll man Kindern nicht dazwischenreden; das ist eine zu heisse Sache.“

Jetzt mischte sich Klein-Fritz, den man gänzlich unbeachtet gelassen, in das Gespräch; das, was Papa von der Berufswahl gesagt hatte, war doch ungeheuer wichtig für ihn. Bisher, wenn er unartig gewesen war, hatte es immer geheißen: „Warte, Kerl, wenn du nur erst aufs Gymnasium kommst, dann werden dir die Streiche vergehen!“ Aber wenn der Papa selber sagte, daß mit der Berufswahl sei eine heisse Sache, so war das ja für ihn, Fritz äußerst günstig.

„Also darf ich Zuckerbäder werden, wenn ich will, nicht wahr, Papa?“ fragte er hastig.

„Ja, mein Jungen,“ entgegnete ruhig der Angeredete, „nur mußt du zuerst aufs Gymnasium, dann, wenn du willst, kannst du Zuckerbäder werden.“

Fritzens Gesicht wurde bedenklich lang.

„Mir kommt es vor, Papa,“ nahm jetzt wieder Mariechen das Wort, „als ob das Heiraten noch viel wichtiger wäre als die Berufswahl.“

Wie genau seine Antwort, denn jetzt war plötzlich
aufgefallen.

„Der Postbote!“ rief er und lief dem Angekündigten
bis zu dem Gitter des Vorgartens entgegen.

„Der wird uns wahrscheinlich die beglückende Nach-
richt von der baldigen Ankunft Emmas und ihres Sohnes
bringen.“ brummte Rienholz.

Indessen war Fritz mit dem Briefe angekommen, den
er in die Hand des Vaters legte; dieser besah ihn lange
von außen, musterte die Schrift und den Poststempel und
murmelte endlich: „Von wem mag der sein?“

„So sieh doch inwendig hinein, dann weißt du es und
brauchst nicht zu raten.“ meinte seine Frau, die ihm unge-
duldig zusehen hatte. „Was die Männer doch lang-
weilig sind!“

Rienholz fand, daß seine Gattin recht habe und öff-
nete den Brief. „Teurer Ferdinand!“ Ueberrascht sah
er nach der Unterschrift. „Amalie Stroping“ stand da,
er schüttelte den Kopf, drehte das Blatt wieder um und
las halblaut weiter. „Du wirst gewiß sehr überrascht sein.“
— Das weitere erstarb im Murmeln, nur hie und da
ward ein Ausruf laut. „Austine Amalie, gegen die du —“

„Amalie? Herrgott, das wird doch nicht — wahrhaf-
tig, von ihr, von der Millionärin —“

Alle sprangen erregt auf, aber er las für sich weiter.
„Mit meiner Tochter — einige Wochen bei euch — grüßt
und küßt —“ Er warf den Brief auf den Tisch.

„Kinder, sie kommt zu uns, die Millionärin, das ist
mehr als ein Haupttreffer für uns!“ rief er jubelnd.
„Waldemar, du wirst die Tochter heiraten, dann bist du
Millionär, Fritz kriegt das Gut, nachdem du es von Schul-
den befreit hast, und Mariachen gibst du eine Mitgift, daß
sie einen Grafen heiraten kann.“

„Wenn ich aber nun keinen mag?“ fragte das Mädchen
scherzend.

„Du mußt mögen, wirst gar nicht gefragt.“

„Und ich brauche nicht aufs Gymnasium, was, Papa?“
erkundigte sich Fritz lebhaft.

„Nein, Jungchen, nur artig mußt du sein, wenn die
Tante da ist. Ach Kinder, ich möchte durch den Schorn-
stein fahren vor Freude.“

Frau Betti hatte unterdessen den Brief zur Hand ge-
nommen und las ihn. Blöthlich verfinsterte sich ihr Gesicht.

„Ferdinand, was sehe ich?“ rief sie aus. „Da steht:
Erinnerst du dich noch deiner Austine, gegen die du immer
so galant warst?“ Ein strafender Blick traf den Gatten.
„Also du warst galant gegen sie? Und jetzt diese himmel-
stürmende Freude — Ferdinand, ich ahne Schreckliches.“

„Ahne nichts, liebe Betti,“ entgegnete Rienholz
lächelnd. „Ich war mein Lebtag nicht galant gegen sie,
habe sie kaum drei- oder viermal gesehen; sie irrt sich wohl
mit einem anderen Vetter, aber tut nichts, um so besser für
mich, für uns.“

„Du, Papa, wie alt kann denn die Tochter jetzt sein,
die ich heiraten soll?“ fragte Waldemar. „Vielleicht vier-
zig Jahre und häßlich wie ein Orang-Utan.“

„Daß dich doch!“ fuhr ihn der Papa an, dann dachte
er nach. „Sie kann nach meiner Berechnung höchstens
so alt sein wie du und wenn sie ihrer Mutter gleicht —“

„Ferdinand!“ rief seine Frau warnend dazwischen.

„Aber ich bitte dich!“ wendete er sich beruhigend seiner
Gattin zu, dann fuhr er fort: „Ja, Waldemar, sie ist
zweifellos jung und wahrscheinlich hübsch.“

„Und reich dazu!“ seufzte Waldemar und fügte nach-
denklich hinzu: „Dann aber wird sie mich vielleicht nicht
mögen.“

„Schämst du dich nicht?“ fragte Rienholz entrüstet;
„ein junger Mann, der das sagt, der ist mir schon der
Rechte.“

Frau Betti hatte wieder in dem Briefe gelesen.
„Um Himmels willen!“ rief sie plötzlich aus. „Ihr
Mann wandte sich ihr rasch zu.“

„Na, was ist denn?“ fragte er erschrocken.

„Hast du das nicht gelesen? Sie kommen ja heute,
schon mit dem nächsten Zuge! Du lieber Gott, und nichts
ist vorbereitet!“

„Aber Mama, die Gastzimmer für Tante Emma und
den Vetter sind ja hergerichtet, die können sie einstweilen
benutzen, und wenn dann Tante Emma kommt —“

Ein wüthender Ausruf ihres Vaters unterbrach Ma-
riachen.

„Alle Vetter, Tante Emma!“ schrie er und faßte sich

an den Kragen. „Die hatte ich ganz vergessen.“

Fritz lief während der Vater fortfuhr: „Die täme mir
da mit ihrem Taugenichts von Sohn, und der macht ge-
wisß Jagd auf den fetten Bissen, die Erbin! Und wer
weiß, ob es ihm nicht glückt? Diese Wiener mit ihrer
sprichwörtlichen Liebenswürdigkeit! Das darf nicht sein.“

Christian, der bedächtige alte Diener, trat ein.

„Christian, ist der Postbote noch im Dorfe unten?“
fragte Rienholz.

„Na, wohl gewiß,“ meinte Christian; „um die Zeit
ist er immer im Wirtshaus.“

„So renne schnell hinunter und sage ihm, er soll auf
der Station ein Telegramm aufgeben.“ Er eilte zum
Schreibtisch, riß ein Blatt Papier aus der Mappe und
schrieb, während er sich selbst laut diktierte: „Bitte, nicht
kommen, Fritz hat Scharlach —“ er wandte sich seiner
Frau zu: „Diphtheritis — Typhus — was dauert denn
am längsten?“

„Unser Fritz soll das sein?“ fragte Christian erstaunt,
„der ist ja kerngesund.“

„Schweig still und tue, was ich dir sage. Da hast du
die Adresse: Frau Emma Riedel —“

Jetzt fiel ihm seine Gattin ins Wort: „Nein, Ferdi-
nand, das gebe ich nicht zu; eine Krankheit wird nicht
zur Ausrede genommen, der liebe Gott könnte uns strafen.
Sehen Sie ruhig an Ihre Arbeit, Christian, es wird nicht
telegraphiert.“

Christian schaute einen Moment verduht, dann em-
pfehl er sich, denn der Auftrag, jetzt ins Dorf zu gehen,
war ihm gerade nicht sehr angenehm.

Frau Betti wandte sich, nachdem Christian gegangen,
wieder ihrem Manne zu: „Wenn die Wiener kommen, so
sind sie eben da,“ sagte sie energisch; „und wenn dem Wal-
demar die Braut bestimmt ist, so kriegt er sie mit und ohne
den Vetter.“

„Gut, Betti,“ schrie Rienholz zornig, „mache, was du
wilst, aber auf dich fällt alle Schuld, wenn meine Pläne
mißlingen.“

„Was du auch bistig bist mit der Amerikanerin!“
großte Frau Betti. „Warum ist es dir denn da nicht ver-
dächtig, daß sie sich nach zwanzig Jahren auf einmal um
dich bekümmert? Warum denn nur bei Emma? Es ist
ebenso gut möglich, daß Emma ein Vermögen gewonnen,
als daß diese Amalie ein Vermögen vertan hat.“

„Das ist einfach lächerlich,“ versetzte Rienholz, „da-
rüber wird gar nicht geredet. Und jetzt rasch ans Her-
richten! Was ihr Schönes im Haus findet, wird in die
Gastzimmer getragen, nur schnell! Und Guirlanden und
ein „Willkommen“ an die Thür und so weiter! Kinder, es
handelt sich um euer Glück, um unser Glück, bedenkt das!“

Der gute Mann war völlig aus dem Häuschen. Er
suchtete mit den Händen in der Luft herum und sprang
aufgeregt hin und her. Wer ihn so sah, mußte ihn für
einen unersättlich geldgierigen Menschen halten, und das
war er wahrhaftig nicht; aber der Gedanke, zwei seiner
Kinder versorgen und dem dritten das Gut schuldenfrei
hinterlassen zu können, berauschte ihn, das Gut war sein
Liebtes und Höchstes auf der Welt.

„Mein Gott! Das sagte er immer so breit und feier-
lich wie ein Fürst, der in der Öffentlichkeit von seinem
Lande spricht. Ein Gut zu besitzen, das war seit vielen
Jahren sein Traum gewesen, und er dankte dem Himmel
täglich aufs neue, daß er diesen Traum verwirklicht hatte,
er gehörte nicht zu den Menschen, denen alles nur in der
Sehnsucht und Hoffnung schön und begehrenswert er-
scheint, und denen die Erfüllung zugleich die Ernüchterung
bringt. Er hatte erreicht, was er wollte, und er hielt das
Errungene lieb und wert, ja, es ward ihm täglich teurer.
Ein Lotteriegewinn hatte es ihm einst ermöglicht, das
kleine Gut zu kaufen, aber es standen Schulden darauf, und
diese wollte er tilgen um jeden Preis. Kein Wunder, daß
ihm die Aussicht auf die Millionen der amerikanischen Aus-
sine ein wenig verrückt machte. Er begriff nicht, daß seine
Frau jetzt eifersüchtige Regungen hatte; er hätte alles da-
rum gegeben, mit der vergoldeten Verwandten in zärt-
licher Verbindung gestanden zu sein, aber das war leider
so ganz und gar nicht der Fall. Die Bemerkung in Ama-
liens Brief mußte auf einen Irrtum beruhen, aber er be-
schloß, diesen Irrtum zu seinen Gunsten auszunutzen; er
zermarterte sein Gehirn, riß alle Schubfächer der Erinne-
rung auf, um sich einige Umstände des Verkehrs mit sei-

Der Wase zurückzurufen und sich ihrer Angehörigen zu entsinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Kennenkampf als Schreckmittel der Russen.

Kriegsepisoden aus dem fernen Osten. Von Magda Trott.

1. Die letzte Hilfe.

(Nachdruck verboten.)

Unweit Biella erstreckt sich ein herrlicher Wald, in dem sich verschiedene versteckt liegende Förstereien befinden. Als bei Ausbruch des Krieges die Russen in großen Scharen über die ostpreussische Grenze strömten, wurden auch die meisten der Förstereien geräumt, da bekannt geworden war, daß die Russen Befehl erhalten hatten, die Grünröde sämtlich ohne Schonung zu erschließen. Nur der Förster Teige war nicht zu bewegen gewesen, seinen geliebten Wald zu verlassen. Der etwa fünfzigjährige Herr mit seinem langen wallenden Bart hatte Frau und Kinder in Sicherheit gebracht und hauste nun ganz allein mit seinem Schwein, seiner Kuh, seinen Ziegen und Hühnern im Forsthaus. Er wußte wohl, daß die Försterei nicht so leicht gefunden werden konnte, da sie in einer Waldsenkung lag, und selbst, wenn man eine kleine Strede von ihr entfernt war, war nichts von Haus und Hof zu sehen.

Auch als der Russenansturm immer größer wurde, als die umliegenden Ortschaften Eyd, Johannisburg, Ortelsburg längst von den Deutschen geräumt waren, sah Teige noch immer auf der Holzbank vor seinem Forsthaus und rauchte bedächtig seine lange Pfeife. Noch war kein Russe ihm zu Gesicht gekommen, und er hätte doch ganz gern einen oder den andern gesehen, um diesen Kerlen mal ordentlich die Wahrheit zu sagen.

In seine Einsamkeit drang nur wenig Kunde. In die umliegenden Städte kam der Förster nicht; er wußte, daß sie zum Teil von Russen besetzt waren, die ihn gegebenenfalls sofort gefangennehmen würden, und dann hörte er nur hin und wieder einmal, wenn er sich auf die weit entfernte Landstraße wagte, von den vorüberziehenden Truppen, daß alles gut stände, daß man vor wenigen Tagen in einer gewaltigen Schlacht den größten Teil des russischen Heeres in die Sümpfe gejagt hätte. Solche Nachrichten taten dem Förster wohl, und er wünschte nichts sehnlicher, als daß man nun auch einmal den Anführer dieser Bande, den General Kennenkampf, gefangennehmen möchte.

Wieder einmal durchstreifte Förster Teige den Wald, als er plötzlich Stimmengewirr vernahm. Er lugte umher, war indes bemerkt worden, und war im nächsten Augenblick von ungefähr fünf und zwanzig russischen Soldaten umringt. Auf Polnisch konnte man sich ziemlich gut verständigen. Die russischen Soldaten, zerlumpt und abgerissen, verlangten zu essen und drohten, den Förster niederzuschießen, wenn er ihnen nicht schleunigst etwas verschaffe. Teige überlegte. Gegen eine so große Zahl konnte er allein natürlich nichts ausrichten. Er schlug also den Leuten vor, hier zu warten, er würde ihnen Brot und Milch herbeischaffen. Der Vorschlag fand indes keinen Beifall, die Russen schienen dem Förster nicht zu trauen und verlangten in die Försterei geführt zu werden, um sich dort zu stärken.

So blieb denn unserm Förster nichts anderes übrig, als mit den Russen loszumarschieren. Sie behielten ihn streng im Auge, und erst, als sie die Försterei erblickten, schien sich ihr Argwohn etwas zu legen. Wie die Raubtiere fielen die ausgehungerten Soldaten über die Vorräte her: Teige konnte garnicht genug herbeischaffen. Und als sie sich satt gegessen hatten, forderten die Leute ein Lager und verlangten, daß Teige sich mitten unter sie auf das Stroh lege. Bald schnarchten zwanzig Russen, während die andern fünf Wache standen, weil sie immer noch fürchteten, überrumpelt zu werden.

Dem Förster war die Lage höchst unbehaglich. Das Aeußere der Russen war nicht gerade appetitlich, außerdem drohte man ihm, ihn bei dem geringsten Verdacht zu erschließen. So mußte Teige wohl oder übel sich fügen und die Russenplage geduldig ertragen; hoffte er doch, daß die Kerle am nächsten Morgen abziehen würden.

Aber der nächste Morgen kam, und die Kerle zogen nicht

ab. Sie verlangten vielmehr Frühstück, verlangten, Kachsch und anderes und benahmen sich in der Försterei so, als sie sich in ihrem eigenen Heim befänden. Es geiel ihnen anscheinend äußerst gut, und so teilten sie dem Förster mit, sie verspürten keine Lust mehr, sich von den Deutschen über den Haufen schießen zu lassen, sie wollten einige Zeit hier gemütlich bleiben, der Förster sollte sie versorgen. Vieh sei ja noch im Stalle, das könne, wenn nötig, geschlachtet werden. Auch dem Förster solle es an nichts fehlen, wenn er gut für sie sorge.

Das war freilich keine angenehme Aussicht. Aber was wollte Teige machen? Alle Versuche, sich aus dem Walde zu stehlen, den Deutschen Nachricht zu geben, daß sie hier einen guten Fang machen könnten, mißglückte; die Russen ließen den Förster nicht aus den Augen und begleiteten ihn auf Schritt und Tritt. Teige überlegte hin und her, was er tun könne, um diese mehr denn lästige Einquartierung loszuwerden.

Und eines Morgens berichtete er den Russen atemlos und entsetzt, deutsche Truppen seien im Anrücken, in einer Stunde würden sie hier in der Försterei sein. Aber die Kerle erklärten: „Wir ganz still sein, uns hier niemand findet.“ Sie blieben nicht nur den Vormittag, sondern auch den ganzen Nachmittag über im Hause; am Abend aber war alle Furcht vor den heranrückenden Deutschen geschwunden. Wieder war der Förster ratlos. Da fiel ihm die alte Waldbüterin Eise ein, die etwa eine Stunde von hier in ihrer Hütte hauste. Die sollte und mußte helfen. Er steckte die Kindertrompete seines Sohnes in die Tasche und machte sich, allerdings in Begleitung einiger Russen, auf den Weg. Er fand die Alte, verhandelte mit ihr in echtem ostpreussischen Dialekt, sodaß die Russen kein Wort verstanden, und begab sich dann ruhig wieder unter russischer Bedeckung heim. In der Nacht fuhren die Russen von ihrem Lager empor. Das waren Signaltöne, und der Förster belehrte sie, daß jene Trompetensignale das Sturmsignal der deutschen Ulanen seien.

„Tra-a-a-a — Tra-a-a-a —“ klang der einzelne Ton immer wieder in Abständen durch den Wald.

„Fliehet! Fliehet! Rettet euer Leben!“ Der Förster mahnte zur Eile, denn das Signal kam langsam näher. Schon waren die ersten marschbereit, als einer der Russen vorschlug, sich zu ergeben, es sei bei den Deutschen besser als bei den Russen. Der Förster war verzweifelt. Daß die Russen von den deutschen Ulanen keine Gnade zu erwarten hätten, daß die Ulanen ihnen vielmehr sofort die Lanzen mit den Fahnen durch den Hals rennen würden, daß es also das Beste wäre, zu fliehen, machte keinen Eindruck. „Deutsche Soldat, keine schlimme Soldat,“ bemerkte ruhig einer der Russen, und man schickte den Förster hinaus, damit er den Deutschen mitteile, daß sich die Russen ergeben wollten; gleichzeitig aber sollte er für ihr Leben bitten. Zwei Russen begleiteten ihn. Des Försters geliebte Augen sahen die alte Waldbüterin, die unweit an einem Baume stand, die Kindertrompete noch immer in der Hand. Er winkte ihr ab, worauf die Alte verschwand.

Die Russen warteten auf die Ulanen, aber die kamen nicht. Dadurch fühlten sie sich um so sicherer. Wenn die deutschen Ulanen nicht einmal diese Försterei fanden, dann war man ja geborgen.

Teige aber zermartete sich den Kopf, wie er es anstellen solle, um die Bande loszuwerden. Es gelang ihm, kurze Zeit allein in seinem Zimmer zu bleiben, diese benutzte er zu einem Briefe. Dann trat er wieder den Weg zu der Waldbüterin an und dann wartete er.

Am nächsten Morgen klatzte er vor Vergnügen laut in die Hände und teilte den Russen mit, daß endlich wieder einmal der Briefträger käme, er hätte lange Zeit keine Post bekommen. Die Alte überreichte ihm ein großes Schreiben mit vier roten Siegeln. Im Beisein der Russen erbrach er dies. Seine Augen wurden groß und klar. Das Blatt fiel zu Boden, und in höchster Bestimmung rief er: „Jetzt ist es aus.“

Die Russen blickten ihn angstvoll an und verlangten, daß Teige den Brief vorlese. Da stand es Schwarz auf Weiß, daß der General Kennenkampf heute nachmittag in der versteckten Försterei eintreffen werde, daß man gehört hätte, der Förster beherberge dort russische Soldaten, die das Heer verlassen hätten, und daß er, der Förster, ebenso wie die 25 Russen noch heute erschossen werden würden. Der Förster klagte und jammerte. Währenddessen packten

Die Russen zusammen, was sie fanden, stießen auf ihn und ließen den verurtheilten Häftling allein zurück. Die Russen flohen so schnell, wie sie vermochten, der Förster aber lachte ob seiner gelungenen List, daß ihm die Tränen in den langen Bart rollten.

2. Der Namensvetter.

In der ostpreussischen Stadt Rastenburg befindet sich am Markt der Gasthof „Zur Stadt Königsberg“. Es ist der erste Gasthof des Ortes, und die Honoratioren der Stadt verkehren bei dem Besitzer schon seit Jahr und Tag. Der weiße zweistöckige Bau ist schmucklos, nur das große Schild über der Thür gibt dem Hause ein großstädtisches Aussehen. Da steht mit dicken Buchstaben „Zur Stadt Königsberg“, und darunter ganz klein „Besitzer C. Kennelkampf“.

Der Inhaber, ein guter Deutscher, der von jeher mit den Russen nicht viel im Sinne hatte, wußte nicht, daß sein fast gleicher Name auch von einem General des Nachbarlandes geführt wurde. Erst als der Krieg ausbrach, als die Russen Litauen übersluteten, als die Armee des General Kennelkampfs ins Land drang, da überdachte der Rastenburger Gastwirt seinen Stammbaum, fand aber keinen Zusammenhang mit diesem hohen Würdenträger. Er wurde ärgerlich und zuletzt wütend, daß er mit diesem russischen Kerl nicht verwandt sei, daß im übrigen jener auch einen anderen Namen hätte, ihm, dem Gastwirt fehlte das „n“.

Dennoch mußte sich der brave Rastenburger Bürgermann verschiedene Hänseleien gefallen lassen, und als nun gar die Russen bis in diesen Ort kamen, da verlangte mancher Spatzvogel von dem Gastwirt, er möge seinen Kruppen den schleunigen Rückmarsch befehlen.

In der ersten Zeit, da die Russen in Rastenburg waren, hatten die Einwohner nicht zu klagen. Die Leute benahmen sich anständig, bewachten vor der Stadt und kamen täglich in den Ort, um ihre Einkäufe zu besorgen, die sie auch zum größten Theile bezahlten. Nur das Offizierskasino wurde zerstört, und da dies unweit des Gasthofs „Zur Stadt Königsberg“ lag, so war es dem Wirt doch nicht so recht geheuer, wenn die Russen unten in den Gastzimmern saßen und ihre Mahlzeiten einnahmen. So ging es mehrere Tage hindurch.

Es war an einem Mittwoch, als eine Horde russischer Soldaten in den Gasthof eindringen und Pferde verlangen. Der Hausknecht erklärte, Pferde seien nicht vorhanden, die seien längst alle fort. Die Russen glaubten das natürlich nicht und wollten die Ställe durchsuchen. Der Hausknecht, der fürchtete, man könne die vorhandenen Schweine forttreiben, verweigerte den Russen den Zutritt zu den Stallgebäuden, indem er immer wieder versicherte, es seien keine Pferde vorhanden. Aber alles Zureden nützte nichts, die feindlichen Soldaten drohten die Stalltüren zu zerbrechen und den Hausdiener aufzuspießen, wenn er nicht sofort Pferde herbeischaffe. Für den jungen Mann wurde die Lage immer schwieriger. Die Russen rückten ihm mehr und mehr auf den Leib, und so mußte er sich bequemen, die Ställe zu öffnen. Kein Pferd war zu sehen, aber der Unwille der Russen war nun einmal entlastet, und sie verlangten innerhalb fünf Minuten Pferde. Dem Hausdiener perlte der Schweiß auf der Stirn, und in seiner höchsten Not schrie er aus Leibeskräften:

„Herr Kennelkampfs, Herr Kennelkampfs!“

Und alsbald öffnete sich im ersten Stockwerk ein Fenster, und der Gasthofsbesitzer schaute herunter. Er sah die Russen, sah seinen bedrängten Hausdiener und erfaßte sofort die Situation. Er, in dessen Gasthof so oft Russen eingelehrt waren, hatte einiges von der fremden Sprache profitiert, und das kam ihm jetzt zu statten. Er lehnte sich weit aus dem Fenster, schüttelte drohend seine Fäuste gegen die Russen und rief auf russisch herab:

„Wenn ihr nicht augenblicklich macht, daß ihr weiterkommt, so werde ich es meinem Onkel, dem General Kennelkampfs, sagen.“

Die Russen rissen den Mund weit auf, dann aber machten sie kehrt, und im schnellsten Lauf, einer den andern vor sich herstoßend und drängend, liefen sie davon. Nach wenigen Augenblicken war nichts mehr von ihnen zu sehen, aber oben im Fenster lag der ostpreussische Gasthofsbesitzer und lachte, lachte.

Scherz und Ernst

II. Der Krieg und die Zugvögel. Durch die Zeitungen geht die Mitteilung, daß in den Ländern, in welchen der Krieg tobe, eine höchst merkwürdige Erscheinung beobachtet worden sei, nämlich das vollständige Fehlen des gewöhnlichen Durchzuges der Wandervögel auf ihrem Wege nach dem Süden. Es sei, als wenn das furchtbare Kriegsgetöse den Wanderinstinkt der Vögel betäubt und gelähmt habe. Sie blieben deshalb unbeweglich in den nördlichen Gegenden. Das ist natürlich, wie der „Königsberger Allg. Ztg.“ von der Vogelwarte Rossitten auf der Kurischen Nehrung geschrieben wird, sehr stark übertrieben. So etwas findet nicht statt. Der Wanderinstinkt eines Vogels wird nicht einmal betäubt, wenn man das Tier gewaltsam einfängt und in einen engen Käfig einsperrt, also plötzlich in vollständig geänderte Verhältnisse bringt. In Gefangenschaft gehaltene Zugvögel werden während der Frühjahrs- und Herbstzugszeiten stets im Käfig unruhig hin- und herflattern. Die Zugvögel haben also im Herbst des Vorjahres trotz des Krieges ihren weiten Weg in altgewohnter Weise angetreten. Sie können jedoch durch die Kriegsunruhen von ihren gewöhnlichen Wegen abgedrängt worden sein. Auch können Standvögel durch die Kriegsunruhen aus ihren Brutrevieren vertrieben worden sein. So sind z. B. in jüngster Zeit Schelladler, die in Polen und Galizien zu brüten pflegen, verhältnismäßig häufig weiter nach Westen zu in Deutschland beobachtet worden.

II. Die Unterseeabel stellten bisher den Gedankenaustausch auf der ganzen Erde her, und wer die Kabel besitzt, der beherrscht auch die öffentliche Meinung in der ganzen Welt. Deutschland besaß bisher an Unterseeabeln lediglich die Kabel der Deutsch-Atlantischen Kabelgesellschaft, der Deutsch-Niederländischen und der Deutsch-Südamerikanischen Kabelgesellschaft, die alle ihren Sitz in Köln haben und insgesamt etwa 38 000 Kilometer Kabelänge beherrschten. Dazu kam noch eine Anzahl staatlicher Kabel in einer Länge von 5474 Kilometern, die aber nicht von großer Bedeutung sind. Diese unsere Kabel haben uns die Engländer bekanntlich sofort nach Ausbruch des Krieges durchschnitten, so daß wir so gut wie gar keine Möglichkeit mehr haben, auf telegraphischem Wege mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Dahingegen beherrschen die Engländer das Kabelsystem der ganzen Welt. Die größten Kabelunternehmungen sind die Eastern-Telegraph Company in London mit 84 000 Kilometer Kabelänge, dann die Eastern Territorial Australian and China Telegraph Company in London mit 47 000 Kilometer, die Western Telegraph Company in London mit 44 000 Kilometer Kabelänge. Dazu kommen noch eine größere Reihe anderer Gesellschaften in London mit kleineren, aber doch noch sehr bedeutenden Längen. Die Kabelgesellschaften in den Vereinigten Staaten sind natürlich der Kontrolle Englands nur dann unterworfen, wenn sie nach Europa laufen. Aber das sind ja auch die einzigen Fälle, in denen diese Kabel uns nützlich sein können.

— Friedrich der Große, König von Preußen, wurde auf einer Reise mit seinem Wagen umgeworfen. Er nahm zwar keinen Schaden, war aber gegen den Kutscher sehr aufgebracht, daß er mit emporgehobenem Stock auf ihn zueilte und ihn durchzuhaueu drohte. Gefaßt ruft der Kutscher dem erzürnten König zu: „Mein Gott, Ihre Majestät! Sie sind der beste General, den die Welt sah, und doch verloren Sie schon manche Schlacht. Ich habe jetzt auch eine verloren, und seit 30 Jahren ist es die erste. Glauben Sie nur, daß ich zehnmal ärgerlicher bin als Sie.“ Der König lachte über den komischen Vergleich und setzte sich wieder in den Wagen, der indessen aufgehoben war, und fuhr weiter.